

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 10

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kommentare

Scharf beobachtete Eidgenossenschaft

Die Alte Schweiz vom Ausland her gesehen

Wie hat das Ausland die Eidgenossenschaft im Verlauf von vier Jahrhunderten gesehen, wie hat sich ihm das Bild der Schweiz vom blassen Schattenriss zu einem immer deutlicheren und umfassenderen Gemälde ausgeweitet und vertieft? Dem Ausländer sind an den Eidgenossen schon früh gewisse Wesenszüge aufgefallen, die der Schweizer Chronist nicht festhielt, weil sie ihm selbstverständlich waren und er sie deshalb nicht für aufzeichnungswürdig hielt. Manches hat der Fremde schärfer gesehen, als wir es selber zu tun vermögen, da man sich bekanntlich nie ganz objektiv genau betrachten und schildern kann. Ob er nun das Bild der Schweiz aus Verehrung und Begeisterung zu hell gemalt oder ob er es aus Neid und Hass zu dunkel färbte, immer wird sich der Schweizer dadurch zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung aufgerufen fühlen. Er wird seine Innenansicht der Heimat der vom Ausländer entworfenen Aussenansicht gegenüber stellen und damit zu einer realistischeren Selbstinterpretation gelangen. Im Bild, das sich der Fremde in den verschiedenen Epochen von der Schweiz machte, erkennen wir um so schärfer die Konturen dessen, was man in unserer Zeit den Sonderfall Schweiz nennt. Gewiss, jedes europäische Land ist ein Sonderfall. Aber vielleicht hebt sich die kleine, demo-

kratische, neutrale Alpenrepublik noch stärker von ihrer europäischen Umwelt ab, als es andere Staaten tun. Ein Ausländer hat die Schweiz vor hundert Jahren eine Anomalie genannt. Im Grunde ist sie es immer gewesen.

Eine Militärmacht

Zur Zeit der Entstehung der Eidgenossenschaft und während der ersten Jahrhunderte ihres Bestehens mieden die Fremden dieses Land und verschrien seine starrende Alpenwildnis, seine rauhe Unwirtlichkeit. Einige wenige Reisende – Pilger, Kaufleute, Diplomaten – gaben von ihm, gleichsam beiläufig, dürftige Kunde. Es erschien ihnen barbarisch, wild, am Rande der bewohnten Welt gelegen. Für die europäische Kultur hatte dieses unterentwickelte Volk noch nichts geleistet, ein Grund mehr, sich nicht mit ihm zu beschäftigen.

Aus dieser Gleichgültigkeit wurden die Nachbarn der Schweiz um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufgeschreckt. Denn unversehens tauchten die Eidgenossen über Europa auf wie eine Gewitterwolke, aus der der Blitz bald hier, bald dort niederfuhr. Die kleine Eidgenossenschaft war eine grosse Militärmacht geworden. Woher diese kriegerische Überlegenheit der Schweiz, dieses Wunder des Abendlandes – um so erstaunlicher, als die-

ses Volk, wie man hörte, an innerer Gegensätzlichkeit überreich war?

Je weniger man von ihm wusste, desto mehr suchte man von ihm in Erfahrung zu bringen, so wie man heute ein Land Zentralafrikas erschliesst. Im allgemeinen herrschte im Ausland eine schlechte Meinung über die Schweiz; das Urteil lautete fast überall vernichtend. Alles Abscheuliche wurde über die Eidgenossen in Umlauf gesetzt. Damals kam bei den Nachbarn die Meinung auf, sie seien Wilde, die mit dem Vieh wie das Vieh lebten. Auch überlegene Geister wie Niccolò Machiavelli, Philippe de Commynes und Thomas More suchten erstaunt und besorgt nach Erklärungen für das eigenartige Phänomen, dass ein Volk, von dem man kaum etwas gewusst und das auch nichts bedeutet hatte, so plötzlich aus einem gedrückten Winkeldasein aufstand und Staaten von altem Rang kriegerisch erfolgreich gegenüber trat. Die genannten politischen Denker hassten die Schweizer nicht, liebten sie aber auch nicht, sondern urteilten kühl. Ohne wie die meisten andern, die über die Schweiz schrieben, in Schmähung zu verfallen, gaben sie doch zu verstehen, es möchte wohl besser sein, die Schweizer wären überhaupt nicht vorhanden. Und sie deuteten sogar Mittel an, wie ihnen beizukommen wäre.

Einer der ersten Italiener, der Kunde von der Schweiz gibt, ist der Mailänder *Balcus*. In seiner zwischen 1500 und 1504 verfassten «*Descriptio Helvetiae*» schildert er die Abkehr der Eidgenossen von der friedlichen Arbeit, ihre Zwietracht, ihre Verachtung der Bildung, ihre langen Schmäuse, ihre Geldgier. Sie müssten – so übertreibt er – vom Krieg leben oder ver-

hungern. Und er gibt seiner grossen Verwunderung darüber Ausdruck, dass ein so ungeschlachtes, kleines Volk militärisch so Grosses leiste.

Machiavelli beschreibt die äussere Erscheinung der Eidgenossen ähnlich, wie es die meisten seiner Zeitgenossen tun: klein, hässlich, schmutzig. Er fürchtet, dass sie nach der Herrschaft über Italien streben. Da er aber ein sieht, dass eine solche Gefahr seinem Vaterlande wegen der Zersplitterung der Eidgenossen und der Richtungslosigkeit ihrer Politik nicht droht, beginnt er sie zu achten, ja zu überhöhen: Sie verkörpern die antike Tugend; ihre Heeresordnung ist ein Wiederaufleben der römischen. Er hält seinen entarteten Landsleuten, den dekadenten Städtern, die reinen helvetischen Alpensöhne entgegen. Von hier geht eine Gedankenlinie zu Albrecht von Haller, Rousseau, Johannes von Müller, Schiller: Bei den Bergbewohnern lebt noch antiker Heldensinn, bürgerliche Freiheit, wehrhafte Heimatliebe.

Ein anderer Florentiner, der Staatsmann und Historiker *Francesco Guicciardini*, umkreiste mit seinen Gedanken ebenfalls das Geheimnis, worauf denn die militärische Überlegenheit der Schweizer beruhe; ihr todesmutiger Einsatz beeindruckte ihn tief. Er beschreibt den Aufstieg des schweizerischen Kriegsruhms und dann den Zerfall der Kriegsmoral – in dieser Beleuchtung hat er die Schweizer der Nachwelt vorgeführt, hob ihren Hochmut, ihren Eigensinn, ihre Geldgier besonders hervor. Er schimpft über die Hauptleute, die, um mehr Sold zu ergaunern, mehr Mannschaft vor täuschen, als sie haben. Deshalb sei es «*terribile cosa di negoziare con*

loro. Nur allmählich dämmerte die Ahnung auf von den Ursachen schweizerischer Überlegenheit und eigener Unzulänglichkeit.

Allen Italienern, die über die Schweiz schrieben, jagt die Gebirgswelt Schrecken ein, das Gegenteil jener Gefühle, die man heute der Alpenwelt entgegenbringt. Das Gebirge wirkte in seiner stummen Unzugänglichkeit gespenstisch. Wer sich hinaufwagt, dem lauern Tod und Verderben, dem erschliessen sich keine Naturschönheiten. Schön ist bloss die fruchtbare Ebene, die Getreide und Obst spendet. Vereinzelt äussern die Italiener Sympathie für den einfachen, hart um sein Brot ringenden Bergler. Aber seiner Staatsform, der Volkherrschaft in den Landsgemeindekantonen, stehen sie skeptisch, wenn nicht ablehnend gegenüber.

Eine Wildnis

Ausser Italienern haben sich auch Franzosen über die Schweiz geäussert, zu einer Zeit, da Frankreich noch nicht Nachbarland der Schweiz, noch nicht die Macht war, die die Eidgenossenschaft am stärksten bewegen konnte und sollte. Man muss sich ver gegenwärtigen, wie fern sich die Völker damals waren, wie wenig sie voneinander wussten. Schweizer und Franzosen kannten einander kaum; je näher das Nachbarland rückte, desto weniger fanden sich die Herzen der Menschen. *Gilles le Bouvier*, der um 1430 die Schweiz bereiste, hinterliess eine Schilderung, die wie ein Forschungsbericht aus der Wildnis tönt: «Diese Leute sind bärtig und haben dicke Hälse – die erste von vielen Erwähnungen der Kröpfe in der

Schweiz –, «sie sind mit grobem Wollzeug bekleidet und nehmen zu ihrer Arbeit die Schwerter und Spiesse mit.»

In den berühmten Memoiren des *Philippe de Commynes* wird ein Thema, das sich durch alle Beschreibungen der Schweiz zieht, kräftig angeschlagen: «*un pays très stérile et pauvre*». Dem Herzog von Burgund rät man ab, gegen die Schweiz Krieg zu führen, da in diesem Lande nichts zu gewinnen sei. Wie wenig die armen Schweizer mit den Reichtümern dieser Welt anzufangen wüssten, zeigt Commynes am Beispiel, wie sie die Burgunder Beute nach der Schlacht von Grandson verschleudern.

Erst *Jean Bodin* hat sich mit der Schweiz als einem Ganzen, mit ihrem politischen Zustand abgegeben. In seinem 1576 erschienenen «*Les six livres de la République*» deutet er einige Male auf die Schweiz hin, weil sie eine eigenartige Struktur aufweise, die man in keinem andern Land finde. Sehr treffend seine Bemerkung über Graubünden: «*Les Grisons les Républiques les plus populaires qui soient*»; denn in Graubünden herrschte tatsächlich die schrankenloseste, extremste Volksherrschaft. Für die alten Demokratien der Urschweiz bekundet Bodin aufrichtige Anerkennung: sie bestünden schon seit 260 Jahren «*et continuent de bien au mieux*»; sie funktionierten deshalb so gut, weil der Bürger sich nur um die Wahl der Magistraten kümmere, diesen aber die Führung der Staatsgeschäfte überlasse. Zutreffend ist auch die Bemerkung, der König von Frankreich habe schon oft den Glaubenskrieg in der Schweiz verhindert. Damit weist Bodin auf die wohltuende französische Vermittlungstätigkeit in der Schweiz hin, die ja nur

möglich war, weil Frankreich entgegen den andern Mächten nicht konfessionelle, sondern nationale Aussenpolitik trieb.

Montaignes Bewunderung

Michel de Montaigne reiste 1580 unterwegs nach Italien durch die Schweiz. Es ist aufschlussreich, was er seinem Diener in die Feder zu diktieren für wertvoll erachtete. In Basel, wo er Schweizer Boden betrat, entging ihm bei einer Zusammenkunft mit Professoren der Universität und freien Gelehrten nicht, dass sie in dogmatischen Dingen des Glaubens nicht ganz übereinstimmten. Die Schweizer Städte findet er schön; sie führen durchgehend ausser dem eigenen Wappen noch das Wappen des Reichs, den Adler. Die Plätze und Strassen der Dörfer seien breiter, die Brunnen zahlreicher als in seiner Heimat. Mit höchstem Erstaunen berichtet Montaigne, wie gut die Dorfhäuser ausgestattet seien, mit Ziegeln, Kachelöfen, Fensterglas, Aussenbemalung. Solchen Luxus kannten die armen französischen Bauern nicht. Hier kann man den Unterschied zwischen dem behaglichen Dasein des freien Schweizer Bauern und dem bedrückten Leben des französischen Untertanen auf dem Land ermessen.

Deutsches Missfallen – Englisches Interesse

Wie sah der deutsche Nachbar die Schweizer? Da die *deutschen Humanisten* das deutsche Nationalbewusstsein weckten und stärkten, betrachteten sie die Eidgenossenschaft als abtrünniges Glied des Reiches und

schmähten sie zum Teil in sehr groben Worten. Aber nicht nur nationales Ressentiment spricht aus den deutschen Humanisten, sondern auch ständischer Hochmut: Der Schweizer Bauer zerstöre die von Gott gewollte ständische Ordnung, welche die Basis aller Kultur sei. Das Verlangen des Schweizer Bauern nach besserem Leben ist in den Augen dieser Humanisten geradezu ein kulturrendliches Beginnen. Einige Autoren vergleichen die Gefahr, die dem Reich von den Schweizern droht, mit der Türkengefahr.

Die Ansicht der Engländer über das Volk in der Mitte des europäischen Kontinents erfahren wir zunächst aus den Berichten englischer Diplomaten. König Heinrich VIII., von Jacob Burckhardt der «Lümmel mit den Schweinsäuglein» genannt, schickte den gewieften Richard Pace in die Schweiz, und dieser versorgte den Lordkanzler *Thomas More* mit Nachrichten über das Land, in dem More nie geweilt hat. In seinem berühmten Werk «*De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia*», 1518 auch in Basel im Druck erschienen, führt er das Kriegervolk der Zapoleten in das friedliche Traumland Utopien ein. Darunter versteht er sehr wahrscheinlich die Schweizer. Es ist das Bild, das man sich in England wohl allgemein von ihnen machte: «*Dieses Volk ist eine rauhe, grobe, wilde Gesellschaft, der es am wohlsten ist in ihren Wäldern und zerklüfteten Bergen, ein harter Menschenschlag, der ... keinen Ackerbau treibt und nur für sein Vieh Interesse hat. Ihr Element ist der Krieg.*» Warum der Schweizer hinausdrängt, aus der Enge der Armut, der Kargheit seines Heimatbodens in die

fruchtbaren Länder der Ebene, erkennt man noch nicht. – Die Meinung der Engländer über die Schweizer änderte sich vollkommen nach der Reformation. Führende englische Geistliche orientierten sich bei der Einrichtung der anglikanischen Kirche an der schweizerischen Reform. Britische Glaubensflüchtlinge schrieben begeisterte Briefe aus Basel und Zürich nach Hause. Die britischen Puritaner suchten besonders Genf auf. Junge Engländer, die auf den Grandtours – eine Art Bildungsreisen auf dem Kontinent – durch die Schweiz kamen, rühmten übereinstimmend, in der Schweiz reise man sicherer als anderswo: «*I never heard of such a rare honesty before in all my life, in any people.*» In der Schweiz gab es eben nicht jene Verzweifelten, die aus den Abgründen der Gesellschaft aufsteigen, gab es kein Banditentum wie in Italien. Auch Bettler sehe man hier im Unterschied zum Ausland nicht. Die Kleidung der Leute sei einfach, aber eigenartig, «*very clownish*» sagt *John Evelyn*. Jeder männliche Bewohner trage ein Schwert. In Genf stelle man ausgezeichnete Uhren her. Hier seien die meisten Häuser aus Holz gebaut. Gemäss der Genfer Kirchenordnung werde Ehebruch mit dem Tode bestraft, was Evelyn 1647 durchaus für angemessen hält. *Gilbert Burnet* stimmt 1686 bereits ein Motiv an, das in der Folgezeit verschiedentlich variiert wird: Die Schweizer sind so glücklich, als ein Volk sein kann.

«Eine Anarchie»

In diesem konfessionellen Zeitalter hat *Carlo Borromeo*, der grosse Kardinal

der Gegenreformation, die Schweiz realistischer geschildert. Er unternahm eine Reise durch das Tessin, die Waldstätte und die Ostschweiz, entsetzte sich über den schweizerischen Klerus und zündete schonungslos in dessen Zerfall: schmutzige Priester, dreckige Kirchen, die Sacramente vernachlässigt, die Tabernackel unrein, in den Pfarrhäusern Konkubinen und Waffen, Wirtshausbesuch der Priester, offene Beteiligung an Handelsgeschäften. Dagegen freut sich Borromeo über die Tugend des Volkes: Herzens einfalt, Redlichkeit in Handel und Wandel, Familiensinn. Die Waren seien auf den Strassen sicher. Natürlich hätten die Schweizer auch ihre Fehler: Sie seien habgierig und geldsüchtig, vergäben die Ämter oft käuflich. Der venetianische Gesandte *Giovanni Battista Padavino* bemühte sich um eine staatsrechtliche Definition der Schweiz: Eine Republik könne man sie eigentlich nicht nennen, da sie zu Verschiedenartiges enthalte, Graubünden beispielsweise sei geradezu eine Anarchie. Tatsächlich konnte man in guten Treuen zweifeln, ob die Schweiz überhaupt ein geschlossenes Staatswesen war oder bloss eine Art organisierter Anarchie, ein lockeres Kriegsbündnis, das im Frieden fort dauerde. Padavino spricht es zwar nicht aus, scheint es aber gespürt zu haben, dass der Bürgerkrieg zu seiner Zeit schweizerische Alltagssorge war.

Wie ein Deutscher die Schweiz im konfessionellen Zeitalter sah, ist aus *H.J.Ch. Grimmelshausens* Simplizismus bekannt: die Schweiz während des Dreissigjährigen Krieges eine Friedensinsel, in diesem allgemeinen Feuerwirbel ein Vorhof des Paradieses. Man sah nicht, dass es gerade die

gewaltsamen Entladungen im Ausland waren, die eine solche in der Schweiz hemmten, weil sie die vorhandene innerschweizerische Gärung aufzehrten. Dass sich die Schweiz aus den grossen europäischen Angelegenheiten zurückzog, dass sich damit das eidgenössische Blickfeld verengerte, wurde kaum bemerkt. Man schien froh zu sein, dass nicht auch von der Schweiz her Waffengeklirr erscholl.

Kein Staat

Aus dem Vorfeld der Aufklärung stammt ein umfassender, wohl der am besten orientierende Bericht eines Ausländers über die Schweiz. Der englische Diplomat *Abraham Stanyan* legte in seinem 1715 erschienenen Buch «*An account of Switzerland*» zum ersten Mal den neuen Wertmaßstab an die Schweiz. Unerschrocken diskutiert er das eidgenössische Staatsproblem, verneint die Frage, ob die Eidgenossenschaft ein Staat sei, mit dem Argument, es gebe ja keinen einzigen alle Orte umfassenden Bundesbrief; es gebe nur Bündnisse einzelner Kantone untereinander. Das war die im Ausland vorherrschende Meinung: Auf einem kleinen Fleck Erde dränge sich zu viel Sonderart, Sonderwille, Sondersucht zusammen, als dass man von einer gemeinsamen politischen Ordnung sprechen könne. Was Stanyan besonders erwähnenswert findet: Die Regierenden erhöben hier die niedrigsten Steuern der Welt. Die Schweiz ein Steuerparadies! Diese Charakterisierung trifft man auch in andern Berichten über die Eidgenossenschaft. Stanyan verteidigt die Schweizer gegen den französischen

Vorwurf der Ungeistigkeit; die Männer müssten schon früh in einem Beruf Geld verdienen, da sie sehr jung heirateten. Sie zeichneten sich durch gesunden Menschenverstand und durch helles Urteil aus. Was ihnen fehle, sei «*universal knowledge*» und «*fine taste of polite learning*».

Und noch einen durchgehenden Zug heben die Aufklärer hervor, der den Ausländern seit dem 16. Jahrhundert aufgefallen ist: das allen Ständen eigene Selbstbewusstsein, die Tuchfühlung unter den Volksschichten. Das hat sich in der Schweiz bis heute erhalten. Deshalb hat es hier, als die moderne Demokratie eingeführt wurde, weniger Kraft als anderswo verschlungen, den Ausgleich unter den Volksschichten herzustellen.

Eine Idylle

Als die gewaltige geistige Bewegung der *Aufklärung* in Europa aufbrach, ergriff sie die Schweiz nicht nur, sondern übergoss sie mit ungeahntem Glanz. Der erwachte Natursinn entdeckte die bisher als Wildnis gemiedenen landschaftlichen Schönheiten. Albrecht von Hallers Gedicht «*Die Alpen*» enthüllte die Erhabenheit des bisher so gefürchteten Hochgebirges, das gesunde Glück seiner Bewohner. Salomon Gessners Idyllen machten Europa mit der helvetischen Trauminsel bekannt, und diese Dichtungen erweckten in Europa so starken Widerhall, dass man die Schweiz nur noch mit ihren Augen sah. Nun strömten die Fremden herbei und bewunderten die alte Reinheit der Bergbewohner im Gegensatz zur neuen Sittenverderbnis der Städte.

War es Augentrug? Die Schweiz wies in der Tat noch jene Alterspatina auf, jene Unberührtheit, welche der neue Geschmack verlangte. Und die Schwärmerei für die Schweizer Landschaft steigerte sich ins Ungemessene. Wir haben heute den Natursinn gewiss nicht eingebüßt; aber den Gefühlsausbruch Rousseaus beim Anblick von Montreux werden wir wohl nicht mehr ganz nachempfinden. Der Genfersee fesselte die Engländer zuerst. Dann drangen sie in die Gebirgstäler, wundervolle Wildnisse, von denen Europa keine Ahnung gehabt. Muntere Pfarrherren übten Gastfreundschaft; sie stellten den Fremden ihre Einsamkeit vor, wo die Welt aufhörte. Noch stiegen die Reisenden nicht in die Region des Ewigen Schnees hinauf; noch schilderte man ihnen die Gemsjäger, die sich dort oben herumtrieben, als verlorene Seelen.

Ein Vorbild

Auch weiterhin kam die Schweiz in Europa nicht aus der Mode. Der Ertrag der allgemeinen Begeisterung war gross; er äusserte sich in einer ungeahnten Reiselust. Es war die herrliche Zeit der Erstbesteigungen, da jede Gebirgskette, jeder Gipfel Entdeckungen verhiess. Die Vorliebe des Auslandes für die Schweizer Landschaft äusserte sich in einer Flut von Berichten. Das Bleibende dieser Schriften ist, dass sie auch die von den Dichtern nicht besungenen Teile der Schweiz entdeckten. Der Schweizer lernte die Eigenart seines Landes kennen und glaubte an das schönere Los seiner Heimat. Damals regte sich

die Ahnung vom höheren Beruf der Schweiz im Herzen Europas, ein Sendungsglaube, der ja im 20. Jahrhundert so oft angerufen wurde.

Eine der besten Informationsquellen über die Schweiz am Ende des 18. Jahrhunderts sind die Briefe des Göttinger Professors *Christoph Meiners*. In den eidgenössischen Kantonen, besonders in Bern, sieht er Musterstaaten der Aufklärung. Er röhmt, wie *Goethe*, an den Häusern der Stadt eine glückliche Mittelmässigkeit und eine grössere Gleichheit ihrer Bewohner. Er lobt, dass die Berner die Folter nur mit Behutsamkeit anwendeten und den Geständniszwang so gut wie abgeschafft hätten. Für Kranke, Alte und Arme sorge man besser als anderswo. Auch der Wohlstand der Bauern hänge mit der Regierungsweisheit der Patrizier zusammen; es gebe keine glücklicheren Landbewohner als hier. Darin stimmt das Urteil der Ausländer überein: Entgegen der früheren Feststellung von der Uneinigkeit der Schweizer, von der Schrumpfung des eidgenössischen Gemeingefüls, wird jetzt betont, dass viel Brudersinn vorhanden sei, dass über alle Verschiedenheit hinweg der Glaube an die Eidgenossenschaft ständig wachse. Und was die politische Stellung der Schweiz in Europa betraf: Jetzt nahmen die Ausländer mit Befriedigung die territoriale Sättigung der Schweiz wahr und betrachteten sie als Pfeiler der europäischen Ordnung, so sehr, dass sie sich gar nicht mehr um die Schweiz als ein Politikum kümmerten.

Eine jüngere Generation mochte die alte Eidgenossenschaft schal und abgestanden schelten und nach Revolution verlangen; der zeitgenössische

ausländische Betrachter aber sah einen heiteren Himmel sich wölben über der eigenartig-vielfältig strukturierten eidgenössischen Landschaft. Sogar Männer, die damals von der Notwendigkeit der Reform überzeugt waren, trauten der alten Schweiz genügend staatsmännische Einsicht zu, um sich aus eigener Kraft zu erneuern, so zum Beispiel *Heinrich Zschokke*, ein eifriger Verfechter der neuen Ideen. Bewundernd sah Europa in der Schweiz einen Wohlstand erblühen, den nicht die absolute Staatsallmacht erzwang, sondern der aus dem freien Willen seiner Bewohner aufging. Die fremden Reisenden priesen das Glück der Schweizer und die Milde ihrer Regenten. Europa billigte der Schweiz ein besonderes, ihrer Tradition entsprechendes Dasein zu. So stand es um 1780.

Veränderter Blick

Und fünfzehn Jahre später, welcher Umschlag! Ungezählte Schmäh-schriften schossen im Ausland empor, die an der eben noch verherrlichten Schweiz keinen guten Faden liessen: Ihre politischen und sozialen Zustände seien erstarrt, ihre Einwohner geknechtete Heloten, die Regierenden eine hochmütige, unfähige Oligarchie. Europa wollte der Schweiz kein Recht auf eigene Entwicklung und Sonderdasein mehr zubilligen. Und doch war die Schweiz nicht anders geworden, wohl aber ihre Umwelt. Die Französi-

sche Revolution mit ihren neuen Ideen legte veränderte Wertmassstäbe an die Schweiz und verschrie als Schande, was eben noch ihre Tugend gewesen.

Haben wir Ähnliches in unserer Zeit nicht auch erlebt? Die Schweiz, vor dem Zweiten Weltkrieg hochgelobt als Musterland volksnaher Demokratie und bundesstaatlichen Ausgleichs, als Vorbild einer fruchtbaren Vereinigung verschiedener Sprachstämme, als Vertreterin einer neutralen Politik der Zurückhaltung, des Friedens, sank nach dem Krieg plötzlich tief im Ansehen der Welt. Ihre Neutralität wurde als eine Politik der Charakterlosigkeit, der Heuchelei verschrien. Die Schweizer seien neutral, um nach allen Seiten einträgliche Geschäfte machen zu können. Und der neueste Vorwurf: sie befassten sich mit schmutzigen Geldangelegenheiten.

Wie aufschlussreich, diese jähnen Wandlungen des vom Ausland entworfenen schweizerischen «Image»! Der Schweizer wird sie zur Kenntnis nehmen und bedenken, und er wird, indem er die verschiedenen Bilder vergleicht, danach trachten, zwischen Wunschbild und Zerrbild das wirkliche historische Bild zu erarbeiten.

Edgar Bonjour

Die vorliegenden Ausführungen berühren sich in einigen Punkten mit dem Werk von R. Feller und E. Bonjour: Geschichtebeschreibung der Schweiz, 2 Bände, 2. Auflage, Basel 1979.

Deutsch – meine beiden Muttersprachen

Der nachfolgende Text wurde im Rahmen eines SRG-Seminars vorgetragen, an dem Programmschaffende und Kadermitglieder aus allen Abteilungen sowie Stabsleute unter der Leitung des Programmdirektors von Radio DRS teilnahmen. Ausgehend von drei Referaten, die sich mit der Sprachsituation am Medium Radio allgemein, das heisst aus sprachwissenschaftlicher Sicht befassten sowie kontradiktorisch pro Mundart und pro Hochdeutsch Stellung nahmen, wurde während eines Tages intensiv über die Verwendung von Mundart und Hochsprache diskutiert. Ähnliche Veranstaltungen wurden, entgegen Meinungen, wie sie in Leserbriefen schon geäussert worden sind, seit Jahren radiointern durchgeführt. Die Diskussion ist alles andere als abgeschlossen. Wir möchten die Öffentlichkeit daran teilnehmen lassen, indem wir unsern Lesern – leicht gekürzt – das Plädoyer für Hochdeutsch am Radio zugänglich machen. Red.

Ich habe mich über etwas zu äussern, das einerseits zum Offiziellsten meiner Person gehört, nämlich zu dem, was sich täglich nach aussen hin aus meiner Gefühls- und Gedankenwelt manifestiert in Form von Sprache. Zugleich gehört meine Sprache aber zum Intimsten meiner Person; denn nicht nur WAS ich mit ihr und durch sie ausdrücke, sondern auch WIE ich sie benütze und einsetze, das sagt viel über mich und meine Beziehung zur (Um-)Welt aus. Meine Sprache gehört zuerst einmal mir, so paradox das klingen mag, da sie ja als Brücke zum Du und zum Wir unversehens Allgemeingut wird. In meiner Sprache habe ich meine Welt vermittelt bekommen. Noch bevor ich zu sehen, zu greifen und zu tasten begonnen habe, war sie da: meine Mutter-Sprache. Zuerst habe ich sie übers Ohr kennen und übers Hören habe ich sie sprechen gelernt, diese Buchstaben, Silben, Wörter und Sätze, diese Laute und Klänge, über die mir dann, nach Jahren, die Welt verfügbar wurde und über die ich dann auch nach und nach mich selber der Umwelt verfügbar machen konnte, wie jetzt, da ich zu Ihnen rede.

Von diesem ersten Hören zum Hören und Sprechen hier und jetzt führt ein langer Weg, und bei jeder und jedem von Ihnen sieht dieser Weg anders aus, obwohl wir ein und derselben Sprachgemeinschaft angehören. Mein Weg zur Sprache, zur deutschen Sprache, sei hier grob skizziert. Nicht dass er besonders originell wäre, nein; aber für mein Sprachbewusstsein war er prägend, und ich glaube, meine Ausführungen zum Thema «Hochdeutsch» werden anders aufgenommen werden, wenn sie auf diesem biographischen Hintergrund gesehen werden.

Nebst der Mundart meines Deutschschweizer Vaters und nebst jener meiner Engadiner Mutter waren mir von Kind auf das Ladinische und das Tessiner Italienisch mindestens vom Ohr her gleichermassen vertraut, da diese Sprachen im Haus meiner Grossmutter gesprochen wurden. Da ich aber in der deutschsprachigen Schweiz aufwuchs und auch dort die Schule besuchte, ist Schweizerdeutsch meine eigentliche Muttersprache geworden. Nun aber habe ich von früh auf ganz selbstverständlich auch Hochdeutsches

gehört. Märchen wurden vorgelesen, am Radio waren in der Kinderstunde neben Carl Stemmlers Mundart-Sendungen etwa auch immer wieder Hörspiele in hochdeutscher Sprache zu hören, ganz abgesehen von den Nachrichten, auf die man als Kind nur schon deswegen aufmerksam wurde, weil man während deren Ausstrahlung still zu sein hatte. Und später dann, in der Schulbibliothek, war von Johanna Spyris «Heidi» über Klaus Schädelins «Mein Name ist Eugen» bis zu den «Jan»-Büchern und zu Karl May alles selbstverständlich nur hochdeutsch zu haben. Ganz zu schweigen von Globi, der sogar auf Versfüßen und im Korsett des Reims nicht nur nach Venedig reiste, sondern ebenso erfolgreich mit den Beduinen in der Wüste um einen Schatz kämpfte.

Als Deutschschweizer habe ich so von Kind auf das selbstverständliche Nebeneinander von Mundart und Hochsprache erfahren, habe beide Sprachformen als Möglichkeiten erlebt, Welt vermittelt zu bekommen: eine Welt, zu der das mütterlich-tröstende «*Heile heile säge, drü Tag Räge*» ebenso gehörte wie das beunruhigende «*Spieglein, Spieglein an der Wand*» der stets hochdeutsch sprechenden bösen Königin. Und die Zweisprachigkeit ist mir bis heute selbstverständlich geblieben, so selbstverständlich wie die Tatsache, dass eine Münze ihre zwei Seiten hat.

Wenn ich nun Argumente für die eine der beiden Seiten zur Sprache bringen, mich sozusagen für Kopf oder Zahl der Münze entscheiden soll, so weiss ich dabei, dass sich der wahre Wert meiner Münze «Muttersprache» nicht auf die eine oder andere Seite der Prägung beziehen kann. Ihr Wert

zeigt sich erst dann, wenn sie eingelöst wird und der Gegenwert konkret vor uns liegt. Oder anders gesagt: Der Entscheid für die eine oder andere Sprachform, für Mundart oder Hochsprache, kann nicht von vornherein mit einem lapidaren «Entweder-Oder» gefällt werden wie im Spiel um «Kopf oder Zahl» einer Münze.

In den sechs Jahren, in denen ich beim Radio arbeite, habe ich eine Reihe von Diskussionen um Mundart oder Hochsprache miterlebt, habe teils erregt mitgestritten, teils auch verblüfft zugehört und gestaunt. Am meisten gestaunt habe ich immer dann, wenn ich plötzlich zum «*elitäre Cheib*» wurde, nachdem ich mich für unsere Zweisprachigkeit und also auch für die Pflege des Hochdeutschen neben der Mundart eingesetzt hatte.

Hochsprache sei «*elitär*», komme «*von oben herab*» und sei überhaupt alles andere als «*hörerfreundlich*», war da zu hören. Ich war verblüfft, denn im stillen fragte ich mich, was an einer hochdeutsch vermittelten Fußballreportage elitär sein sollte. Und ich fragte mich weiter, was wohl an einem hochdeutschen Text in einem Schlager von Heino oder von Peter Alexander als elitär empfunden werden könnte. Waren da nicht zum Beispiel Kurt Martis Gedichte in der Berner Umgangssprache viel elitärer im Sinn von anspruchsvoller? Oder die Wortspiele eines Mani Matter und anderer Vertreter der «*Modern Mundart*», waren die nicht viel eher «*elitär*» zu nennen, obwohl oder gerade weil sie mit der für uns so vertrauten Mundart plötzlich Unruhe stifteten und Argwohn säten auch in bezug auf unsere Umgangs- und Alltagssprache selber?

Wie gesagt, ich staunte über solche Urteile, die sich freilich bei näherem Hinhören und vor allem beim Darüberreden bald einmal als voreilig gefasst, als Vor-Urteile zu erkennen gaben. Vorurteile aber, man weiss es, halten sich hartnäckig. Und nicht einmal der Hinweis etwa auf die «*Weltchronik*» eines Jean Rodolphe von Salis, die in Zeiten akutester Ablehnung alles Hochdeutschen in eben diesem Hochdeutschen zu hören war, vermag eingefleischte «*Anti-Elitäre*» zu beeindrucken, habe ich festgestellt. Über dieses und ähnliche Vorurteile wäre nachzudenken, auch über die modische Meinung, Gefühl, Herz und Leben drückten sich vornehmlich in unserer Mundart aus, während das Hochdeutsche doch gar «*kopflastig*» sei. Wie echt allenfalls Gefühle in der Mundart ausgedrückt werden, müsste genauer untersucht werden; nicht zuletzt lässt ein kritischer Blick auf poetische Blüten, die auch heute noch gerne im Bluemetz Trögli gepflegt werden, bald einmal erkennen, dass Dichters Stimme noch lange nicht Volkes Stimme sein muss, bloss weil sie in Volkes Sprache zu reden versucht.

Die Tatsache, dass wir der Hochsprache fast ausschliesslich im Zusammenhang mit Institutionen, über Ämter, über die Kanzel oder das Mikrophon begegnen, sagt noch nichts aus über die Möglichkeiten dieser Sprachform. Sie sagt aber sehr viel darüber aus, was wir ihr zumuten in unserem Alltag und wie wir sie einschätzen. Spricht einer wie gedruckt, heisst es auch schon, er lüge wie gedruckt. Und der Berner Mundart-Schriftsteller Ernst Eggimann formuliert pointiert: «*In der Schweiz spricht man immer*

dann, wenn man lügt, hochdeutsch.»» Knapper und genauer könnte man wohl kaum unsere Vorurteile gegenüber dem Hochdeutschen wiedergeben.

Natürlich haben Vorurteile ihre Geschichte. Natürlich gibt es Ewiggestrige, die den Untergang des Abendlandes heraufbeschwören, wenn wir am Radio mit sprachlichen Gewohnheiten brechen und, beispielsweise, in einer so «*klassischen*» Domäne des Hochdeutschen wie der Kulturerichterstattung versuchen, unsere Hörerinnen und Hörer auch in der Mundart anzusprechen (wie dies etwa von 1979 bis 1984 im Kulturmagazin «*Reflexe*» auf DRS 1 am Freitagabend in «*volkstümlichem*» Umfeld mit Erfolg geschehen ist). Aber auf diese Ewiggestrigen brauchen wir Heutigen doch nicht bis morgen Rücksicht zu nehmen, meine ich. Was für uns entscheidend ist: die Sprachform zu finden und zu wählen, die für unsere jeweilige Vermittlerfunktion die angebrachte und angezeigte ist. Nur darf dabei nicht vergessen werden, dass wir nicht nur Vermittler, sondern Mitgestalter unserer Sprachrealität sind. Als Grundlage und Entscheidungshilfe bei der Sprachwahl äusserst hilfreich und wertvoll scheint mir das Thesenpapier, das 1982 von der Ausbildung Radio und Fernsehen DRS herausgegeben wurde. Rudolf Schwarzenbach und Heiner Käppeli legen darin, als Resultat eines intensiven Seminars mit Radioschaffenden, einen Raster vor, mit Hilfe dessen das Bewusstsein um unsere Zweisprachigkeit geschärft und der Entscheid für die eine oder andere Sprachform möglichst objektiviert werden soll.

Aus diesem Papier wurde in den

letzten beiden Jahren immer wieder ein Satz zitiert: «*Wer für eine Sendung den Entscheid Mundart/Hochsprache trifft, sollte sich vor allem bewusst sein, dass er einen Entscheid trifft.*» Der mindestens ebenso wichtige Nachsatz wurde und wird in der Regel einfach weggelassen, ignoriert: «*Er sollte ihn (den Entscheid) deshalb auch begründen können.*» Und hier, bei dieser Forderung, dass wir unseren Entscheid auch begründen sollten, tut sich ein ganzer Dschungel von Fragen und Einwänden, Glaubensbekenntnissen und Vermutungen, von Forschungsergebnissen und Denkfehlern, apokalyptischer Abendlandsuntergangsstimmung und gelehrter Gelassenheit auf, die uns vom Turm jener herableuchtet, die das Problem ein für allemal gelöst haben, sei es pro Hochdeutsch oder pro Mundart. Die einen segeln dann frisch-fröhlich auf diese Leuchttürme los, während die andern ebenso unverzagt um hundertachtzig Grad wenden und ihr Heil in der entgegengesetzten Richtung suchen.

Wir sollten uns nicht davor fürchten, in diesen Dschungel hineinzugeraten, uns den Argumenten und Einsichten der Sprachwissenschaft, der Hörerforschung, der Kommunikations- und Medienspezialisten, der hörerbriefschreibenden und der die Faust im Sack machenden Hörerinnen und Hörer zu stellen. Vor allem aber müssen wir unsere eigenen Ansichten und Einsichten, unsere Urteile und Vorurteile auf den Tisch legen und gemeinsam unser Verhältnis zur Muttersprache überdenken: ein Verhältnis, an dem wir teilhaben als kompetente Mitglieder der deutschen und deutsch-schweizerischen Sprachgemeinschaft,

aber auch ein Verhältnis als Radioschaffende, welche Sprache laufend mitprägen und sprachliches Verhalten gewollt und ungewollt in vielfacher Weise unter die andern Mitglieder dieser Sprachgemeinschaft bringen.

Was mich interessiert und was ich von unserem Gespräch (das entgegen der Meinung vieler Leserbriefschreiber und Medienjournalisten seit einiger Zeit recht intensiv unter uns Programmenschaffenden geführt wird) und – wenn nötig – von unserer Auseinandersetzung erwarte: Einsicht in das *Warum*, das im einen Fall die Mundart, im andern das Hochdeutsche als Vermittler bevorzugt. Und ich kann nur wünschen, dass wir uns dabei nicht von vornherein auf Pro- und Kontra-Positionen zurückziehen und die Mundart gegen die Hochsprache ausspielen oder umgekehrt.

In einigen Punkten will ich zu umreißen versuchen, weshalb ich der Meinung bin, es würden heute in unseren Radioprogrammen zu viele Entscheide für die Mundart gefällt, ohne dass diese Entscheide gut genug begründet würden, das Warum eines solchen Entscheids genügend einsichtig wäre. Zugleich möchte ich umreißen, in welcher Richtung meiner Meinung nach der sprachpolitische Kurs von Radio DRS zielen müsste.

Erstens. Immer wieder höre ich von Kolleginnen und Kollegen, dass sie sich im Hochdeutschen unwohl fühlen, dass sie Hemmungen haben. Gerade die Sprachbewussten fürchten bald einmal, ihr Wortschatz könnte nicht genügen, sei zu wenig differenziert, und sie könnten nicht geistesgegenwärtig genug reagieren, etwa in einem Gespräch oder im spontanen live-Moderieren. Dass hier die Wahl der

Mundart nahe liegt, lässt sich persönlich durchaus verstehen, lässt sich aber trotzdem nicht ohne weiteres genügend begründen. Denn es gäbe sehr wohl eine Alternative zur Wahl der Mundart: das Hochdeutsche vermehrt zu üben, das Sprechen zu trainieren, sich die nötige Kompetenz anzueignen. Interne Arbeitsgruppen, wie wir sie zum Beispiel in der Abteilung Wort im Radiostudio Zürich seit Jahren haben, bieten eine gute Möglichkeit, nicht nur über eigene Probleme zu reden, sondern auch gegenseitige Kritik zu üben und in kollegialer Atmosphäre an der Lösung anstehender Probleme zu arbeiten. Oder knapp gesagt:

Nichtbeherrschen einer Sprachform darf nicht zum Verzicht auf diese Sprachform führen.

Zweitens. Die Mundart wird gerade seit Inkrafttreten des neuen Strukturplanes von «Radio 84» wieder vermehrt von Radio-Neulingen, zum Beispiel von freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, zu Gehör gebracht. Hinter dem Sprachentscheid steckt oft die Annahme der verantwortlichen Redaktionen, wer immer als Anfänger in der Mundart rede, rede ungekünstelt und natürlich. Mindestens im Fall von schriftlich formulierten Beichten, Kommentaren, Besprechungen usw. zeigt sich jedoch oft, dass solchen Mundartbeiträgen eine schlechte Übersetzung aus dem Hochdeutschen (resp. Schriftdeutschen) zugrunde liegt und dass sie deshalb in Wortwahl, Satzbau und Rhythmus den mundarteigenen Gesetzmässigkeiten in keiner Weise gerecht werden. Oder anders formuliert: *Der Verzicht auf das Hochdeutsche garantiert noch keine radiophone, ungekünstelte, direkte Sprache. Mundart am Radio ist*

auch eine Kunstsprache, die den Gesetzen des Mediums unterliegt.

Drittens. Begriffe wie «*radiophon*», «*mediengerecht*», «*hörernah*» werden (vor allem seit den Konzeptarbeiten an «Radio 84») häufig in die Diskussion gebracht, ohne dass sie näher umschrieben, geschweige denn präzise definiert würden. Sie sind nicht selten negativ gekoppelt mit dem Hochdeutschen, indem etwa das von uns Schweizern gesprochene Hochdeutsche als wenig «*radiophon*», nicht «*hörernah*» und nicht «*hörerfreundlich*» umschrieben wird. Ebenso werden Begriffe wie «*wortlastig*» und «*Abstraktionsgrad*» (etwa bezogen auf die Typisierung des Programms von DRS 2) in der Regel nur als Negativa verwendet. Da heisst es zum Beispiel: «*Wortlastigkeit ist auf DRS 2 am ehesten in Kauf zu nehmen*»; oder: «*hohe Verständlichkeit, ein höchstens mittlerer Abstraktionsgrad*» seien auf DRS 2 anzustreben ebenso wie «*ein weniger elitärer Ton, eine lockere Präsentation, eine geringere Wortdichte*». Auch über solche Begriffe wäre nachzudenken, und über den Zusammenhang zwischen ihnen und dem mundartlichen Sprachverhalten, das solchen Forderungen auf den ersten Blick angemessen erscheint, wäre zu diskutieren.

Zu bedenken wäre in diesen Fällen: Sprache ist immer «*wortlastig*». Warum, zum Beispiel, fiele niemandem ein, vor zu grosser «*O-Ton-Lastigkeit*» («O-Ton» = Original-Ton) zu warnen? Warum erscheint der Begriff «*musiklastig*», etwa im Zusammenhang mit einer Wagner-Oper und deren mehrstündigen Ausstrahlung, untauglich, ja lächerlich? Und warum lacht niemand beim Begriff

«wortlastig» und protestiert vehement dagegen? Wer bestimmt, misst und vermutet aufgrund welcher Kriterien, welcher «*Abstraktionsgrad*» welchem Hörer und welcher Hörerin zuzumuten sei? Oder einfach gesagt: *Wie der Hörer und die Hörerin mit der ihnen angebotenen Sprache, mit dem aufs engste mit sprachlichen Möglichkeiten verknüpften «Abstraktionsgrad» eines Beitrags oder einer Sendung umgehen wollen, das bestimmen vor allem und zuerst einmal diese Hörerin und dieser Hörer selber.*

Viertens. Wenn es stimmt, dass Sprache viel mit Denken und mit dem Wahrnehmen der Wirklichkeit zu tun hat, dass sprachliche Strukturen auch die Wahrnehmungs- und Einteilungsstrukturen gegenüber der nichtsprachlichen Realität beeinflussen, ja prägen, dann müsste ganz grundsätzlich überlegt werden, ob eine allzu geläufige, allzu «hörernah» und «hörerfreundliche» Sprache nicht ungewollt und unbemerkt zur «Sprache unaufhörlicher Anbiederung» absinkt, wie Adolf Muschg es formuliert (in der Samstagsrundschau von Radio DRS vom 7. Januar 1984). Welches Weltbild steckt dahinter und welches wird evoziert durch eine Muttersprache, die zum «werbefreundlichen Umfeld» degradiert wird – so immer noch Muschg – «im Zeichen der Hörerfreundlichkeit und als Einladung zum Feedback»? Was könnte auf die Länge eine durch «Sprech-Jockeys» simulierte «Wärme und Nähe» bewirken, welche «ungefähr die Qualität von Styropor» hat? Müssten wir als Radioschaffende uns nicht dem Wunsch von Adolf Muschg anschliessen, der für «mehr Widerstand (...) gegen falsche Imitation der Volks-

stimme» plädiert mit der Begründung, das Volk sei nicht «tümlich»?

Und weiter gefragt: Könnte es sein, dass der Wille zur Volksaufklärung, der didaktisch-pädagogische Demokratisierungsversuch, der das Wissen und also die Macht aus den Gelehrtenstuben und Universitäten hinaustragen wollte ins Volk, hinunter zur Basis, könnte es am Ende sein, dass dieser von der 68er Bewegung getragene Aufklärungswille inzwischen pervertiert wurde im Wunsch, niemandem mehr etwas zuzumuten, es allen recht, sprich: einfach und billig zu machen? Knapper:

Was sich sprachlich als populistisch, als anbiedernd gibt, hat mit Hörernähe nichts mehr zu tun. Angst vor der intellektuellen Zumutung haben, heißt Hörerinnen und Hörer entmündigen, zum gebisslosen «Müesli-schlucker» degradieren.

Zusammenfassend möchte ich die folgende These formulieren: Das Hochdeutsche als eine Sprache, die von uns Deutschschweizern bewusst eingesetzt und mit einer gewissen Distanz aufgenommen wird, signalisiert den Kunstcharakter des Mediums Radio und seiner Botschaft. Das Hochdeutsche schafft nicht falsche Nähe, wo keine ist, und es suggeriert nicht Einvernehmen, wo keines sein soll. Das Hochdeutsche eignet sich deshalb als Mediensprache, wenn es gilt, eine sachlich-neutrale Stimmung zu schaffen für das zu Vermittelnde.

In den dargelegten vier recht willkürlich gewählten Punkten habe ich aufzuzeigen versucht, dass unser Umgang mit der Sprache nicht so selbstverständlich sein darf, wie er bisweilen zu sein scheint, und dass wir, obwohl alle kompetente Sprecher un-

serer Muttersprachen Deutsch und Schweizerdeutsch, unser Verhältnis zur Sprache immer wieder von neuem überdenken müssten. Die vier Punkte sind, ich brauche es nicht zu sagen, nur vier Steinchen in einem Mosaik, an dessen Bild wir alle arbeiten und wirken, ob wir es wollen oder nicht, ob wir es bewusst tun oder unbewusst. Es ist ein Bild, in dem sich drei Schichten überlagern: Sprache, Denken und Wirklichkeit, die wir wahrnehmen und mitzugestalten versuchen als Bürgerinnen und Bürger, als Zeitgenossen. Als Radioschaffende an diesem Bild arbeiten heisst für mich, immer wieder von neuem abwägen, für welche der beiden Seiten unserer Münze Muttersprache wir uns entscheiden, für Kopf oder Zahl, und was wir mit diesem Entscheid bewirken.

Als ein Ganzes ist unsere Muttersprache mit ihrer Mundart und ihrer Schriftsprache zu verstehen, als Ganzes ist sie zu benützen und zu ver-

mitteln: als Schweizerdeutsch und als Hochdeutsch, je mit ihren Vorzügen und ihren Stärken. Wir werden zwar als Medienschaffende den Lauf der Dinge, die Arbeit der ganzen Sprachgemeinschaft am Mosaik nicht aufhalten oder wesentlich verändern können, das glaube ich nicht. Wir werden aber unsere Steinchen setzen. Und in einem solchen Bild kann ein Steinchen viel bedeuten: es kann eine Korrektur endgültig sichtbar machen, eine gehahnte Linie klar hervortreten oder auch definitiv abbrechen lassen. Deshalb müssten Fragen um unsere Mediensprache als Fragen um unsere Sprache überhaupt verstanden werden, und das heisst: als Fragen letztlich um unsere Identität als Individuen und auch als Gemeinschaft. In diesem Zusammenhang deutet sich auch die Verantwortung an, die wir in bezug auf unser Sprachverhalten am Radio tragen.

Hardy Ruoss

KABA STAR - kopieren gesetzlich verboten.



Bauer Kaba AG
Postfach
CH-8620 Wetikon 1
Telefon 01/931 61 11
Telex 875 481

KABA STAR. Denn Sicherheit beginnt beim Schloss.

Wer KABA STAR-Schlüsselkopien unbefugt herstellt, macht sich strafbar. KABA STAR-Duplikate dürfen nur vom Werk und nur gegen Unterschrift der bezugsberechtigten Personen angefertigt werden. Das ist gesetzlich festgelegt. Durch in- und ausländische Patente. KABA STAR ist das Schliess-System, bei dem Sie ein wirklich sicheres Gefühl haben können. Auf lange Sicht. Mehr erfahren Sie bei Ihrem Beschläge- oder Eisenwarenhändler.